

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

DIE REICHSGRÜNDUNG VON 1871

Ein historiographischer Rückblick

1971: total veränderte Perspektive

Das Deutsche Reich bietet das bisher einzige Beispiel eines neuzeitlichen Nationalstaates, der in zwei Teile zerfallen ist. Es stellt dieser Vorgang eine Form der Regression dar, die auch in der seinerzeitigen Teilung Polens keine Analogie findet. Damals handelte es sich um eine klare Auflösung, um eine Eingliederung des geteilten Staates in seine Teilungsmächte, wobei Hoffnung auf staatliche Wiederherstellung und Hoffnung auf Einigung für das betroffene Volk eines blieb.

Heute kommt auch in der Bundesrepublik dem Ziel der «Wiedervereinigung» mehr nur noch deklarative Bedeutung zu; wichtiger als die Einheit erscheint nun zumal der jüngeren Generation die «richtige» Gesellschaftsform des Staates. So sind denn die «Reichsgründungsfeiern» mit angemessener Diskretion durchgeführt worden oder ganz ausgefallen. Auch historisch eingestellte Betrachter sehen heute verschärft die «Strukturfehler» der Bismarckschen Konzeption, wogegen das Interesse an der Staatskunst des Reichsgründers zurücktritt, als sekundär erscheint gegenüber der Tatsache, dass damals der Anschluss an bestimmte Entwicklungsmöglichkeiten verpasst wurde.

Dennoch kann man nicht eigentlich sagen, dass die Wende von 1870/71 der Vergessenheit anheimgefallen wäre. Mindestens in der Bundesrepublik ist ihrer in einer ganzen Reihe von Publikationen gedacht worden, während sich in der DDR das allzu beflissene Bedürfnis bemerkbar machte, das Jahr 1870 ausschliesslich für den just damals geborenen sowjetischen Reichsgründer Lenin als den Ersatzbismarck der kommunistischen Welt in Anspruch zu nehmen. Ganz gelingen wollte das freilich nicht: die in manchem heute so atavistisch anmutende Schöpfung des Kriegsjahres 1870/71 erweckt auch heute noch Interesse – allerdings mit jenem Zusatz von Neugierde, mit welchem man etwa einen Runenstein oder ein Hünengrab betrachtet.

Angemessene Beurteilung: zwei Sammelbände

Von den verschiedenen Büchern, welche wir der Jahrhundertbesinnung verdanken, nimmt der von *Theodor Schieder* und *Ernst Deuerlein* herausgegebene Band «*Reichsgründung 1870/71 – Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen*» unzweifelhaft den vordersten Platz ein¹. Es ist ein ganz auf der Höhe seiner

Wissenschaft stehendes Buch, das aber nicht einfach Geschichte bringt, sondern Probleme herausgreift. Allenthalben spürt man das Bemühen um historischen Takt, um die den damaligen Gegebenheiten und Entscheidungen angemessene Beurteilung. «Denn die raison d'être des Bismarckschen Reiches war – ungeachtet aller historischen Reminiszenzen, seiner autoritären und feudalistischen Einschläge und seiner kleindeutschen Unvollkommenheit – das vom neuzeitlichen Gedanken der Staatssouveränität und vom modernen Bürgertum geprägte Nationalstaatsprinzip» (S. 9). So formuliert *Erich Angermann* in dem Aufsatz «Die deutsche Frage 1806 bis 1866», der den Reigen der Betrachtungen eröffnet. Der Schieder-Deuerleinsche Band ist insofern traditionell, als «Wirtschaft und Gesellschaft in Deutschland in der Zeit der Reichsgründung» zwar in einer sehr fundierten Studie (von *Wolfgang Zorn*) im Zentrum des Bandes ihren Platz finden, nicht aber das Bild dieser Zeit schlechthin beherrschen und bedingen. Vielmehr stehen daneben die aus souveräner Stoffbeherrschung gestalteten Essays von *Walter Bussmann* («Bismarck: Seine Helfer und seine Gegner») und von *Ernst Rudolf Huber* («Die Bismarcksche Reichsverfassung im Zusammenhang der deutschen Verfassungsgeschichte»), sowie *Ernst Deuerleins* Betrachtung «Die Konfrontation von Nationalstaat und national bestimmter Kultur», die aus einem Füllhorn an Belesenheit interessante Zitate ausbreitet.

Adam Wandruszka zieht aus seiner Untersuchung «Zwischen Nikolsburg und Bad Ems» die Bilanz, dass «diese Jahre des scheinbaren nationalpolitischen Stillstands (zwischen 1866 und

1870) für die Angleichung und Anpassung zwischen Nord und Süd, für die Heilung der Wunden des «Bruderkriegs» und der schmerzhaften Trennung von den Deutschen Österreichs von grosser Bedeutung» gewesen seien (S. 63). *Jochen Dittrich* betont in Anlehnung an eigene frühere Forschungen die stärkere Mitbeteiligung Bismarcks an der Genesis der Hohenzollernschen Kandidatur und macht auch die als provozierend empfundene Reaktion der französischen Regierung psychologisch verständlich: von einer «eigentlichen Kriegsschuld» könne jedoch beidseits nicht die Rede sein. «Die nach Lösung drängende Spannung war schliesslich stärker gewesen als die berechnende Politik der Staatsmänner» (S. 94). *Eberhard Kolb* markiert stärker als zeitweilig angenommen den wirklichen Spannungscharakter zwischen «Kriegführung und Politik 1870/71», während *Karl Bosl* eine Darstellung der komplizierten «Verhandlungen über den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund und die Entstehung der Reichsverfassung» beisteuert.

Gerade diese Beiträge verflechten sich teilweise mit denen eines anderen Säkularbandes: «*Entscheidung 1870 – Der deutsch-französische Krieg*».² Hier hat *Leonhard von Muralt* in einer seiner letzten Veröffentlichungen «Die diplomatisch-politische Vorgeschichte» beschrieben und dabei eine frühere Untersuchung zum Teil modifiziert. So gibt er die früher (1958) vertretene Auffassung vom nur defensiven Verhalten Bismarcks gegenüber dem angeblich drohenden Dreibund Frankreich-Österreich-Italien auf und geht in wohl richtiger Dosierung der Verantwortlichkeit davon aus, dass Bismarck zwar

den Krieg nicht bewusst angestrebt, aber auch nicht willentlich vermieden habe.

Die meisten Beiträge des Bandes sind kriegsgeschichtlich orientiert. *Eberhard Kaulbach* behandelt in einem sehr klar geschriebenen und von guten Karten unterstützten Beitrag den «Feldzug von 1870 bis zum Fall von Sedan», *Hans Meier-Welcker* übernimmt mit dem «Kampf mit der Republik» die Fortsetzung, wobei er stärker auch die sozialgeschichtlichen Aspekte des Krieges mitberücksichtigt. Aufschlussreich ist *Fernand-Thiébaud Schneiders* Studie «Der Krieg in französischer Sicht» mit dem Hinweis auf die defensive Mentalität der französischen Führung unter dem Eindruck von Königgrätz und der Steigerung der infanteristischen Feuerkraft: Am richtigsten schien es, den Feind in «schönen» Stellungen abzuwarten und anrennen zu lassen – beinahe eine Vorwegnahme der Maginot-Mentalität. Auch die Artillerie wurde in Abkehr von der napoleonischen Doktrin verzettelt, ohne Versuch zu massiver Feuerkraft eingesetzt.

Weitere Aufsätze (von *Joachim Hoffmann* und von *Ernst Samhaber*) gelten der Beurteilung des Krieges durch Marx und Engels und der interessanten Frage der Kriegsentschädigung: Die fünf Milliarden überstiegen die realen Kriegskosten Deutschlands bei weitem und der Sieger konnte mit den grossen eingehenden Silbermünzenbeträgen gar nicht zurechtkommen; sie mussten zum Teil in Paris wieder abgesetzt werden, wo wegen der Silberwährung Bedarf bestand. *Rudolf Buchner* («Der Krieg und das europäische Gleichgewicht») wirft die Frage auf, ob nicht statt des einseitigen Diktatfriedens die vom Zaren Alexander II. und

seinem Kanzler Gortschakoff vorgeschlagene Form eines Kongressfriedens heilsamer gewesen wäre: «Ein von einem europäischen Kongress gebilligter Friede, der Frankreich weniger grosse Opfer auferlegte, hätte sein Revanchebedürfnis vielleicht weniger gereizt und wäre dann auch Deutschland zugutegekommen» (S. 303). So aber blieb der Gedanke an einen neuen Krieg, wie *Julien Freunds* abschliessende Reflexionen demonstrieren, durchaus lebendig: Der Krieg als «ultima ratio» und Nationenrichter wird die in der politischen Publizistik häufig genug heraufbeschworene Instanz. Der Band enthält einige Dokumente und im Anhang für kriegsgeschichtliche Interessenten Abbildungen der damals im deutschen und französischen Heere gebräuchlichen Waffen.

Wenden wir uns aber noch einmal dem Schieder-Deuerleinschen Buche zu, das von der Zäsur 1870/71 aus die weiteren Linien zieht und Bruchstellen sichtbar macht. *Elisabeth Fehrenbach*, die durch ihr Werk über die Wandlungen des deutschen Kaisergedankens (1871–1918) sich einen Namen machte, behandelt in klarer Profilierung der einzelnen Stellungnahmen «Die Reichsgründung in der deutschen Geschichtsschreibung» – auch sie weist darin auf die in der jüngsten sozialgeschichtlichen Beurteilung hervorgehobene Bedeutung der «zweiten» Reichsgründung von 1878/79 hin, auf die wir im Zusammenhang mit Wehler noch zurückkommen werden. *Oswald Hauser* schreibt über «Polen und Dänen im Deutschen Reich»; er hält ein Diktum Bismarcks aus dem Jahre 1886 zur Polenfrage fest, das im Vorblick auf die Entwicklung nach 1939 und 1945 geradezu erschreckende Relevanz gewinnt:

«Wer nicht mitarbeiten will an dem Staat zu seinem Schutz, der gehört nicht zum Staat, der hat keine Rechte an dem Staat; er soll weichen aus dem Staat» (S. 305).

Die andere schwere innere Hypothek des neuen Reichs bildet das «Problem Elsass-Lothringen», das *Lothar Gall* in Zusammenfassung und Erweiterung früherer Forschungen eindrucksvoll expliziert. Die sehr differenzierte Abhandlung zeigt, dass Bismarck von Anfang an und nicht etwa unter dem Druck der öffentlichen Meinung eine Annexion anstrebte, dass er dabei neben herkömmlichen kabinettpolitischen Sorgen um das Gleichgewicht durchaus auch Sicherheitserwägungen nachgab: noch stand die Machtstellung des aufsteigenden Reiches nicht so unbestritten fest wie in der Bismarckschen Spätzeit. Mit dem Verzicht auf eine plebiszitäre Abklärung des elsässisch-lothringischen Volkswillens befand er sich in Übereinstimmung mit durchaus repräsentativen Stimmen der damaligen deutschen Öffentlichkeit.

«Sozialismus, Internationalismus und Reichsgründung» ist der Aufsatz von *Hans-Josef Steinberg* betitelt, der – heutigen Zeit- und Forschungsrichtungen gemäss – die Rolle dieser Faktoren sorgfältig interpretiert. Dabei ist natürlich nicht zu übersehen, dass die Sozialisten sich damals noch durchwegs in der Rolle der aus dem eigentlichen Spiel ausgeschlossenen Zuschauer befanden, die den Ablauf wohl interessiert verfolgten, intelligent kommentierten, aber kaum zu beeinflussen vermochten. Die Bewertung und vielleicht Überbewertung solcher Stimmen bietet zweifellos ein angemessenes Korrektiv gegenüber Einseitigkeiten der früheren Forschung. Im ganzen wurde die

Reichseinigung von oben bejaht, weil sie – wie die meisten Sozialisten zutreffend erkannten – erweiterte und verbesserte Möglichkeiten für die künftige Entfaltung der eigenen Kräfte verhies.

Wesentliche Ergebnisse bringt auch die Arbeit von *Rudolf Lill* über «Die deutschen Katholiken und Bismarcks Reichsgründung», die in eine Vorgeschichte des Kulturkampfes einmündet. Bei den Katholiken als politischer Gruppierung hat sich die Ablösung von den vor 1866 gehegten Hoffnungen weitgehend vollzogen, und auch die Zustimmung zu der Wende von 1870/71 ist beinahe generell: allerdings folgt schon bald die Enttäuschung, da die Artikel der preussischen Verfassung, welche die Kirchenfreiheit garantieren, nicht in die Reichsverfassung hinübergenommen werden. Der schon 1871 hervorbrechende Konflikt lässt bei vielen Katholiken die Überzeugung aufkommen, dass Bismarck den Kulturkampf von langer Hand vorbereitet habe. «Die europäischen Staaten und die Reichsgründung» behandelt *Jean-Baptiste Duroselle* in einer sehr umsichtig angelegten Studie, die im wesentlichen das herkömmliche Bild bestätigt, aber die unlängst erschienenen italienischen Akten und interessante Nachlassdokumente des französischen Senators und Handelspolitikers Michel Chevalier auswertet.

Die magistrale Schlussbetrachtung gelingt *Theodor Schieder* («Das Deutsche Reich in seinen nationalen und universalen Beziehungen 1871 bis 1945»), der bereits vor einem Jahrzehnt das neue Kaiserreich als Nationalstaat einer Analyse unter neuen Gesichtspunkten unterzogen hatte. Wir können hier keine Summe dieser Sum-

me ziehen, sondern nur auf die eine prinzipielle Richtigstellung hinweisen, die Schieder gegenüber den heute vielfach gängigen Kritiken an der mangelnden Integrationskraft des deutschen Nationalstaates anbringt: Keines der damaligen nationalstaatlichen Systeme sei dem Ideal einer konfliktlosen Gesellschaft nahegekommen. «Wenn allerdings den bürgerlichen Nationalstaaten insgesamt die Möglichkeit einer Weiterentwicklung zu sozialpartnerschaftlichen Formen abgesprochen und die Integration der Arbeiterklasse prinzipiell als Sozialchauvinismus verworfen wird, würde die moderne Nation als gesamtgesellschaftlicher Verband von vornherein zur Utopie, und es bliebe nur der revolutionäre Weg des Proletariats übrig» (S. 445).

Vielfalt der Gesichtswinkel – aktuelle Bezüge

Eine «Bilanz nach 100 Jahren» hat *Walther Hofer* an der Spitze eines international zusammengesetzten Teamworks vorgelegt, das den Titel «*Europa und die Einheit Deutschlands*» führt³. Das Originelle seines Ansatzes beruht einmal darin, dass dabei ausschliesslich nichtdeutsche Historiker zu Wort kommen; die Bedeutung aber wird man daran erkennen, dass die Wende von 1870/71 nur der Ausgangspunkt ist für eine weitgespannte Betrachtung, die in verschiedenen Aufsätzen bis zu unserer Gegenwart hinführt. Aus der Perspektive verschiedener Zonen und Nationen wird die Reichsgründung in ihrer historisch-politischen Funktion abgeleuchtet – jedesmal kommt ein Sprecher der betreffenden Nation, bisweilen ein sehr profiliert nationaler Sprecher, zu Wort.

Das bekannte Wort Disraelis von der «German revolution, a greater political event even than the French revolution of last century» wird verschiedentlich in Erinnerung gerufen. So auch durch *Leonhard von Muralt* («Deutschland und das europäische Gleichgewicht»), der hier in weitgespanntem Überblick über das ganze 19. Jahrhundert noch einmal seine Deutung dieses auch in seinem Geschichtsbild so zentralen Ereignisses vorlegt. Gewissermassen in der Mitte des Bandes spricht sich *Hugo Hantsch*, ein anderer Vertreter der älteren Historikergeneration aus («Vom deutschen Dualismus zum österreichischen Staat») und vertritt mit abgewogener Prononciertheit den österreichischen Standpunkt auch gegenüber der wilhelminischen Zeit und der deutschen Entwicklung seit 1918. Der Engländer *Donald C. Watt* («Deutschland im Zwiespalt britischer Politik») berührt ausser den bekannten politischen Wendepunkten im deutsch-englischen Verhältnis auch die minder bekannten geistes- und gesellschaftsgeschichtlichen Verlagerungen (wobei «Gesellschaft» noch im mehr altmodischen Sinne des Wortes zu verstehen wäre).

Etwas knapp sind die Ausführungen von *Jean-Baptiste Duroselle* («Vom historischen Erbfeind zum europäischen Partner») geraten: Gerade die Wirkungen der Niederlage von 1870/71 auf die innere Haltung der französischen Elite (nachweisbar etwa an Ernest Renans Schrift über die Erneuerung Frankreichs) hätte noch interessante Behandlungspunkte geboten. *Gordon A. Craig* eröffnet «Transatlantische Perspektiven» und schildert die wechselvolle Einstellung der USA zum Phänomen des geeinten Deutschland:

zuerst überwiegende Sympathie, wobei die Einigung des Reiches mit der wenige Jahre zuvor vollendeten Nordamerikas in Parallele gesetzt wird – aufkommende Gegensätze dann durch Deutschlands Übergang zum Schutzollsystem und zum Imperialismus – eine neue Zuwendung zu Deutschland sodann in den «guten» Jahren der Weimarer Republik und 1945 nach der Überwindung des Morgenthau-Programms. Die Einstellung Russlands wird nicht behandelt, da kein sowjet-russischer Historiker sich bereitfand – aber wäre nicht einer der vielen guten deutschen Osteuropahistoriker dafür zu gewinnen gewesen? Auch Italien bleibt ausgeklammert.

Der Wert des Bandes aber liegt in der ausführlichen Berücksichtigung der kleineren Staaten. Hier kommt auch die Schweiz zu Recht dank einer von *Hans-Ulrich Rentsch* geschriebenen, weit zurückgreifenden und bis zum Zweiten Weltkrieg reichenden Studie. Sehr wertvoll und überaus dicht sind die Beiträge von *Hermann W. von der Dunk* («Die Niederlande und die Reichsgründung») und von *Folke Lindberg* («Skandinavien und das Deutsche Reich»), engagiert und nicht ohne ein gewisses Missbehagen an der Reichsgründung und ihren Konsequenzen diejenigen des Polen *Henryk Batkowski* («Schwierige Nachbarschaft») und des Tschechen *Ivan Pfaff* («Kleines Volk zwischen grossen Mächten»), der übrigens ein sehr kenntnisreiches Resümee der deutsch-tschechischen Beziehungen im 20. Jahrhundert darbietet und es mit einer schneidenden Anklage der von der DDR wesentlich mitverursachten Invasion des 21. August 1968 abschliesst. Man begreift einigermassen, dass die sonst von Historikern so

perhorreszierte Linienführung «von Bismarck zu Hitler» und noch weiter durch das nachbarschaftliche Erleben dieser beiden kleineren Völker eben doch ein gewisses Mass von Berechtigung erfährt. *Richard Löwenthal* endlich konzentriert sich mit seinem Aufsatz «Europa und die deutsche Teilung» ganz auf die Zeitgeschichte. Der Herausgeber erhält mit seiner «Einleitung» das erste und behält mit seinem «Versuch einer Bilanz» das letzte Wort – er ruft ein wenig bekanntes Wort Meineckes in Erinnerung, der den Schillerschen Demetrius mit dem deutschen Schicksal verglich: «Rein und edel fängt er an, und als Verbrecher endet er!» Im Blick auf das Jahr 1945 spricht Hofer davon, dass die Weltmächte die deutsche Einheit zertrümmerten, «aber darüber ist auch ihre eigene Einheit in Trümmer gegangen». Sicherlich zutreffend. Und doch: Hätte diese Einheit der Weltmächte zur Realität werden können ohne die überdimensionierte, schliesslich pangermanische Einheit, die sie alle zum Kampf um ihre Existenz zusammenschloss?

Bismarcks Deutschland

Ein kühner Wurf ist das von *Michael Stürmer* herausgegebene Werk «*Das kaiserliche Deutschland*», dessen Anliegen mit dem Untertitel «Politik und Gesellschaft 1870–1918» näher bezeichnet wird⁴. Auch hier handelt es sich um ein Gemeinschaftswerk, und zwar vorwiegend (nicht ausschliesslich) jüngerer Historiker aus der Bundesrepublik, deren Position zumeist links von der Mitte liegen dürfte. Insofern stellt dieses Werk gewissermassen eine Ergän-

zung der Schieder-Deuerleinschen Konzeption dar. Fragen der Struktur überwiegen. Das Lob der Bismarckschen Gleichgewichtspolitik, das in der deutschen Geschichtsschreibung vielleicht etwas zu lange gesungen worden war, beginnt zu verklingen.

Das zeigt sich am Beispiel der scharfsinnigen Studie von *Andreas Hillgruber* («Zwischen Hegemonie und Weltpolitik. – Das Problem der Kontinuität von Bismarck bis Bethmann-Hollweg») in welcher er die Krieg-in-Sicht-Krise von 1875 als Ausgangspunkt wählt und ihr Resultat als «nachträgliche machtpolitische Garantie des seit 1871 bestehenden status quo in Zentraleuropa durch England und Russland» auffasst – sie zwingt Bismarck zu einer Politik, die im Prinzip darauf hinausläuft, die Spannungen «vom Zentrum Europas fort zu verlagern», sie aber an der Peripherie aufrechtzuerhalten. Wobei sich dann allerdings erwies, dass solche peripheren Konflikte von Berlin aus schwerer unter Kontrolle zu halten waren «als eine direkte Konfrontation des Reiches mit den Nachbargrossmächten» (S. 192) – dies ein Moment, das bis in den Sommer 1914 hinein fortwirkt.

Programmatisch hat schon der Herausgeber *Michael Stürmer* in seinem einleitenden Aufsatz («Bismarcks Deutschland als Problem der Forschung»), gegenüber der herkömmlichen Annahme einer bestimmenden Zäsur von 1890 betont, dass «im politisch-gesellschaftlichen Gefüge wie im System der politischen Werte und positiven Sozialnormen das Element der Kontinuität» überwiege (S. 19). In einer weiteren Untersuchung («Konservatismus und Revolution in Bismarcks Politik») akzentuiert Stürmer sehr das «Dreieck von Parlamentarisierungs-

trauma, Staatsstreichgedanken und Revolutionsfurcht», das zwangsläufig gesellschaftliche Bruchlinien vertieft und überhaupt eine gesellschaftlich-politische Spannungslage erzeugt habe. Ob den Staatsstreicherwägungen Bismarcks wirklich die zentrale Bedeutung zukommen, die Stürmer ihnen zuweisen will, muss doch in Frage gestellt bleiben. *Helmut Böhme* fasst («Politik und Ökonomie in der Reichsgründungs- und späten Bismarckzeit») einige schon in seinem Hauptwerk dargelegte Gedanken zusammen. Er unterstreicht zunächst, dass «wirtschaftliche Motive oder gar Zwänge» beim «grossen Neujahr von 1871» keine grosse Rolle gespielt hätten. Das Wichtige war schon lange im Gang mit dem Take-Off der Industrialisierung und der Auseinandersetzung mit Österreich um eine zollpolitische Einigung Mitteleuropas, bis dann der Übergang zur Schutzzollpolitik 1879 die «Ausbildung der wirtschaftsindustriellen Achse Oberschlesien-Berlin-Ruhrgebiet, der Formierung der Universalgrossbanken, der Entstehung aktivistischer Interessenverbände» usw. die neue Entwicklung einleitet (S. 34). Hier knüpft eine interessante Studie von *Hans-Ulrich Wehler* («Bismarcks Imperialismus und späte Russlandpolitik unter dem Primat der Innenpolitik») an, die die schwerwiegenden handelspolitischen Folgen der Wende von 1879 für die Beziehungen zu Russland belegt: Der Handelskrieg führte zu einer offenbar von oben gesteuerten Panikmacherei gegenüber russischen Werten, woraus sich für Russland – schon Jahre vor Bismarcks Entlassung – eine rasch zunehmende Abhängigkeit vom französischen Kapitalmarkt ergab, die für Paris bald auch ihre aussenpolitischen Früchte trug.

Josef Becker («Der Krieg mit Frankreich als Problem der kleindeutschen Einigungspolitik Bismarcks 1866–1870») glaubt, bei Bismarck vom Frühling 1870 an den Willen zum Konflikt mit Frankreich nachweisen zu können, weil er seine einigungspolitischen Bemühungen gefährdet gesehen habe. Man wird aber des Verfassers ausführlichere Arbeit abwarten müssen – in dieser kondensierten Form vermag die These nicht zu überzeugen. Zwei sich ergänzende Untersuchungen von *Manfred Messerschmidt* und *Wilhelm Deist* nehmen das Thema «Die Armee in Staat und Gesellschaft» in bismarckischer und in nachbismarckischer Zeit vor. In diesem Zusammenhang fällt Messerschmidt das Urteil, dass der deutsche Nationalstaat «sich nicht zuletzt aufgrund seiner Identifizierung mit den Bedürfnissen der preussischen Militärmonarchie» als unfähig erwies, «die industrielle und soziale Revolution in seinem System einzuordnen. Politisch dominierte in ihm eine agrarisch-vorindustrielle feudale Schicht mit altväterlichen Loyalitätsmassstäben, ökonomisch eine traditionslose, politisch abgefundene Unternehmungsgesellschaft: ein Prokrustesbett für die in der Sozialdemokratie mündig gewordene Arbeiterschaft» (S. 111).

Diese Formulierung mag stellvertretend stehen für die Akzentsetzungen, die das Buch bestimmen – man findet ähnliche Wertungen bei *Friedrich P. Kahlenberg* («Das Epochenjahr 1866 in der deutschen Geschichte») oder bei *Hans Boldt* (in dem sehr wesentlichen Beitrag «Deutscher Konstitutionalismus und Bismarckreich», der eine sehr lesenswerte Ergänzung zu den Ausführungen E. R. Hubers

darstellt). Auch *Fritz Stern* («Die politischen Folgen der unpolitischen Deutschen») beklagt die «Tatsache, dass die Deutschen ihre grösste Leistung – ihre Kultur – zur Verschlimmerung und Bemäntelung ihres grössten Versagens benutzen – nämlich ihrer Politik» (S. 169). Daran ist sicher etwas Wahres – aber lässt sich das so kurzweg generalisieren? Wenn ja, dann müsste der Historiker konsequenterweise auch die grossen Repräsentanten französischer Kultur im 17. Jahrhundert danach befragen, welches Mass an politischer Standfestigkeit sie dem absolutistischen System Ludwigs XIV. entgegengesetzten – jenem System, das dann den Sonnenkönig in die Lage versetzte, zum Vernichter des französischen Hugenotentums zu werden. Ich weiss nicht, ob man dann nicht auch zum Schluss gelangen könnte, die «Kultur» jener klassischen Zeit sei eben auch ein Mittel gewesen, das politische Versagen zu bemänteln.

Ganz aus dem Vollen eines reichen Quellenmaterials geschöpft ist der Beitrag von *John C. G. Röhl* («Beamtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland»), der wohl darauf hinweist, dass die «vielbewunderte preussisch-deutsche Bürokratie einer Parlamentarisierung im Wege stand», aber zur Abwechslung nun einmal «die Brüchigkeit der Struktur des Kaiserreiches» in der «ständigen Rücksichtnahme auf die Rechte der Bundesstaaten» angelegt sieht (S. 294). Die Gehälter für Beamten in Spitzenpositionen waren durchweg so bescheiden, dass fast alle – bis herunter zum Kanzleidiener – noch aus eigenen Mitteln zulegen mussten.

Der Band bringt nicht nur viel unbekanntes Material, sondern bietet –

aus vorwiegend sozialwissenschaftlicher Blickrichtung – eine scharfe Bestrahlung des bismarckisch-wilhelminischen Systems, natürlich wesentlich im Lichte der Erfahrungen seit 1918 und 1933. So verdienstlich das ist, so enthält das doch die Gefahr, dass ein zu erheblicher Anteil der Verantwortung von der persönlichen Entscheidung auf die Strukturen verlagert wird. Überdies bliebe zu fragen, ob die in dem Bande mannigfach aufgezeigten Strukturmängel wirklich bismarckisch systemimmanent sind und sich nicht in den gesellschaftlich-politischen Ordnungen anderer Staaten in mehr oder minder modifizierter oder andersgelagerter Weise ebenfalls nachweisen liessen. Oder ob nicht auch in den USA, Frankreich oder selbst in England bei den Managern imperialistischer Weltpolitik und des Flottenbaus die Tendenz bestand (um mit *Volker R. Berghahn* zu reden), «das Volk lediglich als plebiszitäre Akklamationskulisse für die eigenen Zwecke zu benutzen» (S. 392). Das sind Fragen, die indessen den Wert des Gemeinschaftswerkes nicht verringern sollen oder können. Diese Historikergruppe – von den jüngeren sind die meisten in Mannheim oder Münster tätig – hat eine Leistung vorgelegt, die für die Generation um 1970 auf längere Zeit repräsentativ sein dürfte.

Bismarckinterpretationen: ein langer Weg

Im ehemaligen Reichstagsgebäude zu Berlin und in der Paulskirche in Frankfurt am Main finden «aus Anlass der hundertsten Wiederkehr des Jahres der Reichsgründung 1871» eine Ausstellung statt, deren wissenschaftliche

Planung *Lothar Gall* übernommen hat. «1871 – Fragen an die deutsche Geschichte» heisst der grosse Ausstellungskatalog⁵. Er enthält zwei grössere Aufsätze («Die <deutsche Frage> im 19. Jahrhundert» von *Lothar Gall* und «Entwicklung, Wandlung und Zerstörung des deutschen Nationalstaates 1871–1945» von *Andreas Hillgruber*). Der Katalog bietet überdies nicht einfach eine Beschreibung aller Ausstellungsobjekte, sondern gibt zusammenhängende und überleitende historische Kommentare zu ihnen, die ihrerseits zu einem «Commentaire raisonné» der deutschen Geschichte im 19./20. Jahrhundert werden. Auf diesen Text abgestimmt ist auch das reiche und schöne Abbildungsmaterial, das neben den politischen Verläufen auch die Sozial- und Kulturgeschichte mitberücksichtigt. Es ist dies einer von den Katalogen, die Eigenwert haben und die betreffende Ausstellung überdauern.

Von *Lothar Gall* ist im Rahmen der «Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek» auch ein Band «*Das Bismarck-Problem in der Geschichtsschreibung nach 1945*» erschienen⁶. Es geht dem Charakter der Sammlung gemäss darum, den Stand der Diskussion um ein bestimmtes Thema aufgrund der gewichtigsten und anregendsten Äusserungen sichtbar zu machen. Die Bismarck-Diskussion des letzten Vierteljahrhunderts lag zunächst im Schatten der deutschen Katastrophe, neu in Gang gebracht wurde sie durch die damals eben erschienenen Lebensbeschreibungen von *Arnold Oskar Meyer*, der das nationale Bismarckbild ohne nationalistische Überhöhungen, aber auch ohne neue Akzente darbot, und von *Erich Eyck*, der eine eindringende und manchmal moralistisch überspitzte Schilde-

rung von liberaler Warte aus schrieb.

Es ist nun Galls Verdienst, das überaus vielstimmige und differenzierende wissenschaftliche Gespräch um Bismarck neu zugänglich gemacht und dabei manche Äusserungen der Nachkriegsjahre, die sozusagen verschollen waren, gleichsam wiederentdeckt zu haben. Das gilt etwa von *Ulrich Noacks* weitausholender Würzburger Antrittsrede «Das Werk Friedrichs des Grossen und Bismarcks als Problem der deutschen Geschichte», das gilt auch von der an entlegener Stelle geführten Auseinandersetzung *Schnabels*, *Gerhard Ritters* und *Heinrich Ritters von Srbik* – eine Debatte von hohem Niveau, in welcher umrissweise und fast gespensterhaft der grossdeutsch-klein-deutsche Dialog sich zu erneuern scheint, während *Alfred von Martin* in einer schroffen und apodiktisch vorgebrachten Verwerfung Bismarcks am weitesten geht. Wenig bekannt dürfte auch *Theodor Heuss'* impressionistisch feinfühliges Betrachtung über das Bismarckbild sein, oder die den Band beschliessende Studie *Henry A. Kissingers* über den «weissen Revolutionär». Dazwischen finden sich die einander im weltanschaulichen recht nahekommenen Darlegungen *Wilhelm Schüsslers* und *Leonhard von Muralts*, sowie die sehr gerecht abwägende und weiterführende Stellungnahme *Hans Rothfels* zu Erich Eyck und seine Rede zum 1. deutschen Nachkriegshistorikertag «Bismarck und das 19. Jahrhundert». Aus den übrigen, fast schon klassischen Interpretationen seien diejenigen *Goochs*, *Holborns*, *Schieders* und *Bussmanns* genannt.

Dabei ist unverkennbar, dass die Gegensätze zurücktreten, je mehr die unmittelbare Bedrängnis durch das

Kriegs- und nationalsozialistische Diktaturerlebnis nachzulassen beginnt: In der Bundesrepublik der fünfziger und frühen sechziger Jahre zeichnet sich ein recht weitgehender Konsensus ab. Die jüngste Richtung, die durch die Namen *Böhme* und *Wehler* bezeichnet ist, kommt mit ihrer erneuerten Kritik an dem Werk Bismarcks in dem vorliegenden Band nicht mehr zu Wort. Gall hat den umsichtig zusammengestellten Band mit einer konzentrierten Einleitung versehen, die auch noch auf einige weitere (in seinen Texten nicht berücksichtigte) Stimmen hinweist.

Quellen-, Prunk- und Bilderbücher

Ein instruktives und farbenreiches Buch ist *Ernst Deuerleins* «Die Gründung des Deutschen Reiches 1870/71 in Augenzeugenberichten»⁷. Es teilt die Vorzüge anderer Publikationen dieser Serie, wenn auch diesmal der Verfasser nicht (wie beispielsweise in dem Band über den Aufstieg der NSDAP) Inedita als besondere Zugaben bieten kann. Aber es ist doch eine grosse Vielfalt an Quellenzeugnissen in diesem Bande vereinigt – neben den bekannten, aber unvermeidlichen Stücken (Bismarcks Schilderung der Zusammenkunft mit Napoleon III. nach der Schlacht von Sedan) auch manche wirklichen Trouvaillen, wie etwa der Bericht über die Mission Théophile Gautiers d. J. Es mag mit dem Standort des Herausgebers zusammenhängen, dass der bayrischen Stellungnahme und der Haltung Ludwigs II. zur Kaiserfrage besonderes Interesse zugewandt wird. Ergiebig sind auch verschiedene über das Buch ausgebreitete Äusserungen Gustav Freytags, der sich ge-

legentlich sehr skeptisch und sogar pessimistisch vernehmen lässt. So nach den grossen Siegesfeiern und einem Gespräch mit dem Kronprinzen: «Die neue Organisation des heiligen römischen Reiches ist ein so seltsam durchlöcherter Bau, dass selbst Fürst Bismarck auf die Länge nicht darin hausen kann. Und käme einmal ein Sturm, so mag das provisorische Gebäude zerworfen und zerblasen werden, als wäre es nie dagewesen» (S. 344). Alles in allem ein Band, der nicht nur dem sogenannten «breiteren Lesekreis», sondern auch dem Kenner das eine oder andere Unbekannte zu bieten vermag.

Ein eigentliches Prunk- und Bilderbuch repräsentativer Ausstattung stellt das von *Hans-Adolf Jacobsen* und *Hans Dollinger* herausgegebene Werk «Hundert Jahre Deutschland: Bilder, Texte, Dokumente» dar⁸. Es erhält durch das Schlusswort von Willy Brandt und die diesem vorangehende Antrittsrede des Bundespräsidenten Gustav Heinemann auch einen gedämpft offiziellen Charakter. Am wichtigsten und wirklich gut gewählt sind die zahlreichen Illustrationen, die sich auch dadurch richtig ergänzen, dass die Ereignisse unter verschiedene Gesichtspunkte gestellt sind. Nach einer prachtvollen Farbenwiedergabe des Prunkgemäldes eines Anton von Werner über die Kaiserproklamation in Versailles betrachtet man beispielsweise das in nicht geringerer Aufmachung wiedergegebene Kriegsgemälde eines Otto Dix mit seiner entsetzlichen Phantastik. Neben den Bildern kommen aber auch repräsentative Historiker zu Wort, auch sie geschickt dosiert nach weltanschaulich verschiedenen Warten. So folgt einem Urteil des nationalliberalen Historikers *Eg-*

mont Zechlin ein solches des Sozialdemokraten *Gustav Mehring* über die Reichsgründung; ferner vernimmt man *Hans Herzfeld*, *Karl Dietrich Bracher*, *Hermann Oncken*, *Friedrich Meinecke*, auch *Golo Mann* und *Karl Jaspers*. Im allgemeinen aber versteckt sich der Text auch bei gehaltvollen und sogar interessanten Beiträgen doch sehr hinter den Bildern, die das Buch bestimmen.

Übungen im Conditionalis

Hans-Joachim Schoeps wählt mit seinem Buch «Der Weg ins Deutsche Kaiserreich» einen unkonventionellen Ausgangspunkt⁹. Er geht dem Problem der «historischen Weichenstellungen» nach und sieht – wohl richtigerweise – einen ersten Vorentscheid in dem Jahre 1854, da während des Krimkrieges König Friedrich Wilhelm IV. an einer strikten Neutralität festhielt und sich nicht in das Fahrwasser der Westmächte ziehen liess. Dadurch blieb das für die Folgezeit ausschlaggebende Wohlwollen Russlands gewahrt. Schoeps illustriert diese im wesentlichen bekannten Zusammenhänge durch ausschnittsweise wiedergegebene Briefe, die der Preussenkönig an den Berliner Taubstummenlehrer Carl Wilhelm Saegert schrieb, der als sein eigentlicher Confident und Empfänger der königlichen Temperamentsausbrüche erscheint. Ob auch der Frankfurter Fürstentag von 1863 wirklich als eine Weichenstellung beurteilt werden kann, mag in Anbetracht der Reformunfähigkeit und Reformunwilligkeit Österreichs in Frage gestellt bleiben – auch Schoeps insistiert nicht auf dieser These.

Die weiteren Ausführungen des Verfassers über die Wendepunkte von 1866

und 1870/71 bringen sachlich und akzentmässig nichts wesentlich Neues, sind aber interessant unterbaut durch zahlreiche zeitgenössische Urteile. Dabei tritt wieder einmal des Autors Anteilnahme an dem hervor, was er in einem früheren Buch als das «andere Preussen» bezeichnet hat: Es handelt sich um den Kreis jener Altkonservativen, – die in den Brüdern Gerlach ihren Mittelpunkt fanden, die ja einst den aufsteigenden Bismarcks gefördert hatten, sich nun aber enttäuscht von der Machtpolitik des Kanzlers und seinem politischen Paktieren mit dem Liberalismus abwandten. Die Fragestellung des Buches bringt etwelche Vorliebe für den historischen Conditionalis mit sich. So schliesst Schoeps mit dem Ausblick auf Möglichkeiten, die nicht Wirklichkeiten wurden: «Wären 1866 die Würfel anders gefallen, nämlich im Sinne einer Erhaltung und vernünftigen Reform des damaligen Deutschen Bundes, hätte das dem Interesse des Gesamtdeutschtums wohl mehr entsprochen. Auch wäre dieser Bund deutscher Staaten ohne Etablierung einer Zentralgewalt niemals der Anlass zu einer so grossen Beunruhigung Europas geworden, wie sie durch die Gründung des deutschen Kaiserreichs gegeben war. Daher hätte auf dieser Linie der Ausbruch des Weltkriegs von 1914 sicher nicht gelegen» (S. 241). Solche Spekulationen mögen anregen, aber man muss ihnen doch entgegenhalten, dass auch die Jahre vor 1866 für Österreich nicht eben friedens erfüllt gewesen waren – und der erste Weltkrieg hat schliesslich nicht in Deutschland, sondern in der Donaumonarchie und ihrem Balkanengagement seinen Ursprung gefunden.

Anarchismus und die Linke

Ulrich Linse behandelt in seinem Buch «Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich» ein Thema, das unseres Wissens bisher noch keine monographische Darstellung gefunden hat¹⁰. Der Anarchismus bildete im ausgehenden 19. Jahrhundert einen eigentlichen Bürger- und Monarchenschreck, zumal eine Reihe von Attentaten seine Gefährlichkeit ausser Zweifel zu stellen schien. Die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie richteten sich deshalb von Anfang an auch gegen die Anarchisten, und diese wurden denn auch von der amtlichen Justiz noch mit einer Härte unterdrückt, als zwischen der Sozialdemokratie und dem Staat bereits ein «modus vivendi» eingetreten war. Linse liefert dafür wenig bekannte und eindruckliche Beispiele.

Aber sein Buch zeigt noch etwas weiteres: Gerade die stark individualistischen Impulse, die bei den einzelnen Anarchisten bestimmend waren, nahmen der Bewegung die Chance, in die Breite wirken zu können. So war und blieb sie eine Linksaussen-Gruppierung einiger Unzufriedener, wobei – wie die soziologische Untersuchung der Protagonisten und Mitläufer erweist – der Typus des Bohemien bestimmend blieb. Und der Anarchismus fand seine entschiedenen Gegner nicht nur bei den Vertretern der Staatsgewalt, sondern – fast mehr noch – bei den Sozialdemokraten, die ihre Bestrebungen durch den Terror dieser Gruppe kompromittiert fanden. Das zeigt sich schon bei Anlass der ersten anarchistischen Sezession aus der Sozialdemokratie, die im Jahre 1881 erfolgte.

Der Verfasser geht dann den mühe-

vollen Versuchen um Gewinnung eines organisatorischen Rahmens nach. Zwei grössere Organisationen zeichnen sich in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg ab: Die durch den Bürstenmacher Wilhelm Klink ins Leben gerufene «Anarchistische Föderation Deutschlands» und etwas später der «Sozialistische Bund», der in Gustav Landauer seinen geistigen Mittelpunkt fand. Landauer war unzweifelhaft auch die stärkste geistige Potenz, die den deutschen Anarchismus bewegte; andere Persönlichkeiten von einigem Format waren die Dichter John Henry Mackay (dessen Gedicht «Morgen» übrigens in der Vertonung durch Richard Strauss noch heute weiterlebt) und Erich Mühsam. Neue Möglichkeiten eröffneten sich dem Anarchismus im Verlauf des ersten Weltkrieges, als eine gewisse Abkehr der Massen von der Sozialdemokratie sich kundtat. Aber gerade die Kriegsjahre nahmen dem Anarchismus vollends jeden Schwung: Stattdessen gewannen die Unabhängigen Sozialisten und die Spartakisten jene Linksaussenposition, die bisher von den Anarchisten in Anspruch genommen worden war.

Dass Mühsam und Landauer in der Münchener Räterepublik dann doch noch einen Teil ihrer anarchistischen Überzeugungen zu verwirklichen hofften, fällt schon aus dem Rahmen des «organisierten Anarchismus» und gehört in einen anderen Zusammenhang. Das Buch Ulrich Linses ist eine respektable Forscherleistung und stellt sich, wenn es auch bisweilen etwas viel an vereinsgeschichtlichem Detail und an damit verknüpften «querelles allemandes» ausbreitet, als wertvollen Baustein in die bereits gut eingeführte Reihe der von Karl Bosl herausgege-

benen «Beiträge zu einer historischen Strukturanalyse Bayerns im Industriezeitalter».

«Neu-linke» Bismarckkritik

Eigentlich mehr an den Rand des Themas unserer Sammelbesprechung gehört das schon vor einiger Zeit erschienene Buch von *Hans-Ulrich Wehler* über «Bismarck und der Imperialismus»¹¹. Es zählt zu den Werken, die über den engeren Fachbereich hinaus von sich reden machen: Der noch jüngere Autor (Jahrgang 1938) ist dadurch zu einem vielgenannten Historiker, das Buch selbst zu einer Art von historiographischem Manifest der «Neuen Linken» der deutschen Geschichtswissenschaft geworden.

Es geht darin um Bismarcks Kolonialpolitik, genauer: um die Motive, die den Kanzler bestimmten, aus einer ausschliesslich festländischen Politik zu aussereuropäischen und damit «imperial» ausgreifenden Unternehmungen überzugehen. Der Titel beinhaltet die Korrektur einer landläufigen Meinung: Wehler konstatiert einmal zu Recht, einer «kritischen Analyse» sei damit nicht gedient, «dass einfach per definitionem Bismarck aus dem Strom der imperialistischen Politik herausgehoben oder seine Ära als schlechterdings nichtimperialistisch von der imperialistischen Politik der nachfolgenden Periode scharf geschieden wird (S. 420/21). Aber weiter hinten attestiert er dem Reichsgründer dann doch, ihm habe «ein Motiv fernelegen, das zum Beispiel an Bülow's Politik nicht zu übersehen ist: der Ehrgeiz nämlich, durch eine solche Expansionspolitik die Anerkennung als «Weltmacht» zu ge-

winnen. Indem Bismarck Aussenhandelspolitik in globalem Stil betrieb, folgte er in erster Linie den expansiven Tendenzen der liberalkapitalistischen Wirtschaft» (S. 483). Und damit gelangen wir ins Zentrum der Wehlerschen Argumentation und Deduktion.

Sein Bismarckbuch beginnt mit einer ausführlichen und materialreichen Exposition der «Sozialökonomischen Krisenzeit», die mit dem Jahre 1873 einsetzt und durch die er die ganze spätere Bismarckzeit belastet sieht. Völlig neu ist diese Synopse nicht: Der seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten wirkende deutsche Historiker *Hans Rosenberg* (dessen Bedeutung für die Geschichtswissenschaft erst nach und nach erkannt wird) hat sie in seinem 1967 erschienenen wichtigen Buch «Grosse Depression und Bismarckzeit» die Kondratjeffschen Konjunkturzyklen mit ihrer Depressionsphase von 1873–1896 erstmals in ihrer Auswirkung auf die spätere Bismarckzeit untersucht. Hier nun doppelt Wehler nach und weitert aus: Er untersucht in diesem Zusammenhang nicht wie Rosenberg den «kollektivistischen Protektionismus» und den «modernen Antisemitismus und vorkommunistische Strömungen» als Begleiterscheinungen dieser Baisse (obschon auch bei ihm diese Dinge zur Sprache kommen), als vielmehr eben den «Imperialismus», den er als vorwiegend wirtschaftlich bedingtes Phänomen definiert und interpretiert. Wörtlich – dies zugleich als Stilprobe: «Unter Imperialismus wird hier nach alledem diejenige direkte-formelle und indirekte-informelle Herrschaft verstanden, welche die okzidentalen Industriestaaten unter dem Druck der Industrialisierung mit ihren spezi-

fisch ökonomischen, sozialen und politischen Problemen und dank ihrer vielseitigen Überlegenheit über die weniger entwickelten Regionen der Erde ausgebreitet haben» (S. 23). Diese Definition ist meines Erachtens einseitig; sie umfasst gewiss einen wesentlichen Teilaspekt, wird aber der Gesamterscheinung nicht völlig gerecht. Das zeigt sich schon daran, dass Russland um 1880–1890 wie England, Frankreich oder Deutschland das Land eines voll expandierenden Imperialismus gewesen ist, sein Imperialismus aber durch den «Druck der Industrialisierung» kaum erklärt werden kann – übrigens auch der französische und später der italienische nur teilweise.

Neben den ökonomischen wirken eben politische Triebkräfte, der Wille zur Ausbreitung der Nation entscheidend mit – ein internationales Konkurrenzverhältnis, das bei den ins Hintertreffen geratenen oder spät angetretenen Nationen beinahe zur Torschlusspanik führen kann. Wehler bestreitet dieses Motiv zwar nicht, schiebt es aber doch zurück. Nun ist ihm sicherlich zuzugeben, dass diese Komponente im Denken und in den Entscheidungen Bismarcks von relativ untergeordneter Bedeutung ist – aber es ist eines der wichtigen Verdienste des Wehlerschen Buches, die Impulse aufgezeigt zu haben, die von meinungsbildenden Gruppierungen ausgingen und auch auf den Kanzler einwirkten. Überhaupt erscheint Bismarck in diesem Buche in einem merkwürdigen Zwielficht – als agierender, hin und her erwägender Mittelpunkt und fast als «Held» im Sinne traditioneller Historie, aber doch auch als Rezipient einflussreicher Zeitströmungen und schliesslich beinahe als Willensvollstrecker bestimmter ökonomischer

mischer «pressure groups», alles in allem als ein keineswegs unbewegter Bewegter. Das heisst nicht notwendigerweise, dass dieser Bismarck damit verzeichnet sei: Tatsächlich scheint den Kanzler in manchen seiner zum Teil unentschlossenen Reflexionen die im aussenpolitischen sonst übliche Instinktsicherheit zu verlassen; man spürt, dass er sich auf ungewohntem Boden bewegt.

Wehler gibt einen anregenden Deutungsversuch, indem er dieses Aktionsfeld eher dem Bereich der Innenpolitik zuordnet. Es ging Bismarck «in erster Linie um eine Stabilisierungspolitik zugunsten der gefährdeten traditionellen politischen und gesellschaftlichen Machthierarchie, in die er die neuen Kräfte der Industriewelt einfügte. Diesem Ziel dienten nicht nur Protektionismus, Sozialistengesetz und auch die überseeische Expansion, sondern auch die Umformung des Beamtenapparats unter hochkonservativem Vorzeichen und die Sprengung der Liberalen» (S. 105). Die Abkehr vom Wirtschaftsliberalismus, die Bismarck 1879 vollzog, mündete ein in den «ideologischen Konsensus» von der Notwendigkeit handelspolitischer Expansion zum Zweck der Markterschliessung: darin stimmten auf einer höheren Ebene Freihändler und Protektionisten überein, die beide den Binnenmarkt für zu eng und für verstopft hielten. Der Hinweis auf die ideologische Dominanz der wirtschaftlich-politischen Führungsschichten ist in den Aufsätzen *Eckart Kehrs*, die Wehler vor einigen Jahren neu herausbrachte, bereits enthalten, wird aber hier ausgebaut und vertieft. Wehler kann wohl überzeugend nachweisen, dass neben den wirtschaftlichen Faktoren auch die

Rücksichtnahme auf den «Kolonialenthusiasmus» und – damit sich verknüpfend – die Hoffnung auf einen «guten» Ausgang der Reichstagswahlen (insbesondere 1884) den Übergang zu einer aktiven Kolonialpolitik beschleunigt haben.

Im Mittelteil des Buches wird in ausführlicher, eher narrativ-konventioneller Weise die Vorgeschichte der preussisch-hanseatisch-deutschen Kolonialbestrebungen seit den 1860er Jahren und dann der Kolonialgründungen selbst dargestellt; hier stützt sich Wehler in reichem Masse auf ungedrucktes Aktenmaterial und vermag viel neue Einzelheiten und Zusammenhänge beizubringen. In den abschliessenden Partien wendet er sich wieder seinen grundsätzlichen Thesen zu; hier holt er nun auch aus zu einer prinzipiellen Kritik am «System» des Bismarckreiches. Es ist der Vorwurf der nicht vollzogenen Modernisierung, die zu einer Rückständigkeit führen musste, weil «Modernisierung ohne grundlegende Veränderung der Sozialstruktur und der ihr zugehörigen Machtverhältnisse, ohne soziale und politische Emanzipation nicht möglich ist» (S. 489). Aber man muss in diesem Zusammenhang die ständige Revolutionsfurcht Bismarcks sehen, für die Wehler selbst eindrucksvolle Belege beibringt und die den Kanzler in die Nähe seines ihm sonst wesensfremden Zeitgenossen Jacob Burckhardt stellt.

Mehr terminologisch sei noch folgendes angemerkt: Wehler (und ihm folgend Michael Stürmer) sprechen immer wieder vom «Bonapartismus» Bismarcks. Mir scheint diese Zuordnung, obwohl sie sich auf vereinzelte zeitgenössische Beurteilungen stützen kann, doch etwas zweifelhaft. Zum «Bo-

napartismus» gehören – wenn dieses Wort nicht zum all-round-Begriff für eine autoritäre Herrschaftsform unter Konservierung der traditionellen Sozialstruktur werden soll (dann allerdings wäre auch Mussolini Bonapartist!) – zwei wesentliche Züge: 1. die Transformation eines republikanisch-parlamentarischen Systems in ein autoritär-monarchisches nach den Präzedentien von 1799–1804 und 1851–1853; 2. dessen plebiszitäre Unterbauung. Beide Merkmale gehen dem «System» Bismarcks ab, auch das zweite, denn Wahlen sind bekanntlich keine Plebiszite. Übrigens bot ihm auch während seiner autoritärsten Anfangsphase in den Jahren 1862–1866 die bestehende preussische Verfassung von 1850 hinlänglich politischen Spielraum, so dass er eines eigentlichen «Bonapartismus» gar nicht bedurfte.

Abschliessend wird man sagen können, dass dieses Buch gewiss wichtige und bleibende Ergebnisse bietet – gerade auch deshalb, weil es nicht in allen seinen Thesen so neu ist, sondern Anregungen weiterträgt und weiterbaut, die bisher nicht die verdiente Beachtung gefunden hatten. Man wird an Wehlers «Bismarck» nicht vorbeikommen, aber man wird sich doch davor hüten müssen, in diesem dem Spannungsfeld wirtschaftlich-sozialer Interessen verhafteten Bismarck das Ganze seiner historischen Persönlichkeit sehen zu wollen.

Peter Stadler

¹Reichsgründung 1870/71 – Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen, hg. von

Theodor Schieder und Ernst Deuerlein, See-wald Verlag, Stuttgart 1970. – ²Entscheidung 1870 – Der deutsch-französische Krieg, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt durch Wolfgang v. Groote und Ursula v. Gersdorff, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1970. – ³Deutschland und die Einheit Deutschlands – Eine Bilanz nach 100 Jahren, hg. von Walther Hofer, Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1970. – ⁴Das kaiserliche Deutschland – Politik und Gesellschaft 1870–1918, hg. von Michael Stürmer, Droste Verlag, Düsseldorf 1970. – ⁵1871 – Fragen an die Deutsche Geschichte, Historische Ausstellungen im Reichstagsgebäude in Berlin und in der Paulskirche in Frankfurt am Main aus Anlass der hundertsten Wiederkehr des Jahres der Reichsgründung 1871, Brüder Hartmann, Berlin 1971. – ⁶Das Bismarck-Problem in der Geschichtsschreibung nach 1945, hg. von Lothar Gall (Neue Wissenschaftliche Bibliothek – Geschichte), Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1971. – ⁷Die Gründung des Deutschen Reiches 1870/71 in Augenzeugenberichten, hg. und eingeleitet von Ernst Deuerlein, Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 1970. – ⁸Hundert Jahre Deutschland 1870–1970: Bilder, Texte, Dokumente, mit einem Geleitwort von Richard von Weizsäcker und einem Nachwort von Willy Brandt, hg. von Hans-Adolf Jacobsen und Hans Dollinger, Verlag Kurt Desch, München 1969. – ⁹Hans-Joachim Schoeps, Der Weg ins Deutsche Kaiserreich, Propyläen Verlag, Berlin 1970. – ¹⁰Ulrich Linse, Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871 (Beiträge zu einer historischen Strukturanalyse Bayerns im Industriezeitalter, Bd. 3), Duncker & Humblot, Berlin 1969. – ¹¹Hans-Ulrich Wehler, Bismarck und der Imperialismus, Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1969.

EIN SATYRSPIEL ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN LESEBUCHES

Dass die Diskussion um das deutsche Lesebuch eines des fesselndsten Kapitel der inneren Schulreform darstellt, müsste zum mindesten im Rückblick deutlich werden. Weniger bekannt dürfte sein, dass sie auch ein Kapitel in der Geschichte der Germanistik bildet – selbst wenn sich nur wenige Hochschulgermanisten ins Gespräch mischten! Denn falls sich die Germanistik nicht in den Elfenbeinturm reiner, sich selbst genügender, aber auch um sich selber kreisender Forschung zurückziehen will, darf ihr nicht gleichgültig sein, was für eine Auswahl an dichterischen Werken den Heranwachsenden dargeboten und damit zum Paradigma der Literatur schlechthin erklärt wird.

Als kritische Auseinandersetzung mir dem Bestehenden begann die Diskussion um das deutsche Lesebuch in den fünfziger Jahren – und zwar mit dem bahnbrechenden Artikel des Romanisten Robert Minder, «Soziologie der deutschen und französischen Lesebücher»; sie erfasste Schulbücher aller Stufen, von der Lesefibel der ersten Schuljahre bis zum literaturgeschichtlich orientierten Arbeitsbuch des Gymnasiums – und zwar waren Argumentation, Angriffspunkte und Ergebnisse überall die gleichen. Eine gute Übersicht über das nicht nur von den aktiv Beteiligten, den Lehrern, sondern auch von Soziologen, Pädagogen, Zeitungswissenschaftlern und Politikern geführte Gespräch bietet der Sammelband «Die Diskussion um das deutsche Lesebuch»¹.

Der Grund für das plötzliche Ernst- und Wichtignehmen eines sonst wenig

beachteten Schulbuches lag in einer allgemeinen Enttäuschung über dessen Gestaltung nach dem Krieg: man hatte eine Neuorientierung erwartet und fand nun eine blosser Neuauflage vergangener Muster vor. Die vorgetragene, zum Teil äusserst scharfe Kritik – sie ist trotz dem verschiedenen geistigen Standort der Verfasser erstaunlich einheitlich – lässt sich unschwer in drei Punkte zusammenfassen:

1. Die Auswahl der Texte sei zu wenig zeitbezogen, zu stark von Idealen und Zuständen der Vergangenheit bestimmt.

2. Sie betone in unangemessenem Masse Schönheiten und Werte der Natur und eines naturnahen Daseins, Menschenleben also auf der Stufe der Agrarordnung, während gleichzeitig, zum mindesten implizit, die technisch-industrielle Lebensform (in welcher wir ja leben) als minderwertig etikettiert werde.

3. Die Pflege des Gemüthhaften, einer verträumten Innerlichkeit, werde weit stärker betont als die Schulung der rationalen Kräfte und die Anleitung zu kritischer Auseinandersetzung mit der bestehenden Wirklichkeit.

Kein Zweifel, dass diese Kritik berechtigt ist (inzwischen hat sich zwar, vor allem auf der Mittelschulstufe, einiges geändert), und kein Zweifel auch, dass sie – mutatis mutandis – auch für unsere schweizerischen Lesebücher Geltung hat. Auf jeden Fall ist das Streitgespräch über das Lesebuch noch immer aktuell – ja vielleicht hat es gerade jetzt eine überraschende Aktualität gewonnen.

Denn eben erscheint das 1965 erst-

mals veröffentlichte Werk von zwei besonders scharfen Kritikern des Bestehenden als Taschenbuchausgabe – wird also einem breitesten Leserkreis zugänglich². Unter dem Titel «Versäumte Lektionen» stellt es recht eigentlich einen Gegenentwurf zum bestehenden Lesebuch dar, konsequent durchgeführt, ein Lesebuch gegen den Strich des ästhetischen Kanons. Kompromisslos nach einem Prinzip ausgerichtet – und in diesem Sinn ebenso einseitig wie die angegriffenen Ausgaben – bietet es Literatur nur unter einem Aspekt: als Dokument der sozialen und politischen Wirklichkeit, und nach einem Ziel ausgerichtet: der Schärfung des kritischen Verhaltens gegenüber dieser Wirklichkeit. (Bezeichnend für diese konsequente Haltung des Buches ist etwa die Tatsache, dass aus der Literatur der sechziger Jahre fast nur die dokumentarische Richtung – mit Texten von Walraff und Erika Runge – berücksichtigt wird.)

Die Erklärung für diese Beschränkung ergibt sich unschwer aus dem Beruf der beiden Herausgeber: sie sind weder Pädagogen noch Germanisten, sondern Zeitungswissenschaftler. Dies braucht freilich kein Einwand gegen das Unternehmen zu sein: es schadet im allgemeinen weder der Schule noch der Germanistik, wenn sie Impulse von aussen aufnehmen, und umgekehrt ist die Frage, was gelesen wird, kein exklusiver Besitz eines Berufsstandes oder einer Fachrichtung.

Übrigens kann ja die Literatur immer *auch* Dokument sein; diese Rolle ist ihr nicht fremd, es ist freilich nicht ihre einzige. Darüber hinaus aber ist es erstaunlich, wie sehr gerade in dieser Sammlung, die nach sozialpolitischen, also gewissermassen litera-

turfremden Kriterien getroffen wurde, einzelne Texte durch sich selbst, gelegentlich auch durch die Nachbarschaft anderer Texte, beeindrucken – als Dokument, gewiss, aber auch, ohne den dokumentarischen Charakter zu verlieren, als Literatur. (Ein Langgässer-Text etwa ist da, den man selten sieht, ein Bericht über die Kinderarbeit im 19. Jahrhundert bleibt unvergesslich.)

Jedoch wenn man das Vorwort der beiden Herausgeber zur Taschenbuchausgabe liest, fühlt man sich leicht geneigt, das gute Urteil noch einmal einer Prüfung zu unterziehen – ja, mehr: die Ernsthaftigkeit des Unternehmens zu bezweifeln. Die Konzeption der ursprünglichen Ausgabe wird zwar noch bejaht; nur eines bedauern die Herausgeber, und zwar nichts weniger als dies: dass das Buch «ein Buch ist, dass es Ausschnitte, sozusagen Schnipsel aus Büchern zusammenstellt, die im alten Sinn als Literatur konzipiert waren». Die Distanzierung von der «Literatur im alten Sinn» gipfelt im Satz: «Vielleicht sind Video-Recorder für die Schulen künftig eben doch wichtiger als Lesebücher oder Reclam-Hefte».

Hat damit die Lesebuch-Diskussion ihr Ende gefunden? Fast scheint es so: was als Kritik an der alten Konzeption des Lesebuchs begann, schlägt um in Zweifel am Buch schlechthin, was eine Neubelebung der Literatur sein wollte, endet als ihr Grab. Wahrhaftig: ein Satyrspiel zur Diskussion um das deutsche Lesebuch!

Aber freilich kein zufälliges, sondern ein symptomatisches Satyrspiel. Deshalb folgen hier doch einige nicht ganz unernste Bemerkungen.

Zunächst: dass Ergebnisse von heute in unserer schnellebigen Zeit morgen

vielleicht schon überholt sind, das wissen wir. Dennoch wage ich die Behauptung: was 1965 den Herausgebern richtig und so stichhaltig schien, dass sie ein ganzes Buch darauf aufbauten und mit fast missionarischem Eifer herausgaben, sollte nicht 1971 schon widerrufen werden müssen. Sonst meldet sich leicht der Verdacht, es sei damals vielleicht nicht gründlich genug nachgedacht, sondern mehr einer Zeitströmung nachgeredet worden. Denn: neue Fakten sind in den letzten Jahren nicht dazugekommen; die neuen Medien, die heute als Argument gegen das Buch verwendet werden, gab es damals schon, man hätte sie einbeziehen können. Aber damals hiess die Zeitströmung: Kritik am Lesebuch, Erneuerung des Lesebuchs, heute heisst sie Zweifel am Fortbestand des Buches, Hinwendung zu den audiovisuellen Medien der Information³.

Was aber den Zweifel am Fortbestand des Buches angeht, so führt sie sich mit Publikationen wie der vorliegenden selber ad absurdum. Denn wer ehrlich davon überzeugt ist, dass die Literatur im alten Sinne sich dem Ende nähert, der dürfte – soll man seine Zweifel irgend ernst nehmen – nicht gleichzeitig ausgerechnet ein Lesebuch in der Grossauflage eines Taschenbuches herausgeben! Aber gerade diese uneingestandene Widersprüchlichkeit

ist symptomatisch für die heutigen Totsagungen des Buches: mit Bergen von geschriebenen Worten wird bewiesen, dass das geschriebene Wort an seinem Ende angelangt sei! Das ist mehr als ein Kuriosum – es ist eher Ausdruck der Hohlheit dieser Argumentation. Falls unsere Zeit wirklich daran ist, dem Buch ein Grabmal zu setzen, dann ist es sicherlich ein Grabmal aus Papier!

Wenn wir aber offenbar noch kein anderes Medium gefunden haben, dem geschriebenen Wort den Tod anzusagen als das geschriebene Wort selbst – dann ist dies vielleicht umgekehrt ein Beweis für seine Lebenskraft – trotz allem.

Elsbeth Pulver

¹Die Diskussion um das deutsche Lesebuch, hg. von Hermann Helmers, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1969. – ²Versäumte Lektionen, Entwurf eines Lesebuches, hg. von Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbucher, Fischer Bücherei 1971. (Erste Ausgabe: Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1965.) – ³Siehe dazu: Dieter E. Zimmer, Ein Medium kommt auf die Welt, Video-Kassetten und das neue multimediale Lernen, Christian Wegner Verlag, Hamburg 1970, und: Hans Magnus Enzensberger, Baukasten zur Theorie der Medien, Kursbuch 20, Suhrkamp Verlag 1970.

NEUES HÖRSPIEL

Die offene Vorstellung der Kunst gewinnt mit jeder Kunstsaison an Selbstverständlichkeit; so hat die experimentelle Kunst neben der traditionellen, logisch-inhaltlichen längst einen

Platz und ein Echo im Kulturleben gefunden. Die Tendenz, konventionelle Kunst wertend gegen die lädierte oder Gebrauchskunst zu stellen, weicht allmählich der Gutwilligkeit gegenüber

dem einst Schockierenden einerseits, einer Neuorientierung im Überlieferten andererseits. Wir kennen die Modernisierung der Klassiker wie die Nivellierung jüngerer Zeitgenossen ins volkstümlich Verständliche (Artmann und Handke in Volksausgaben). Diese Reaktionen haben ihren Ausgangspunkt nur teilweise in einem gewandelten Publikumsgeschmack (die Theater-skandale zeigen es). Dahinter steht ein Apparat mit Zügen des Perpetuum mobile, der in glücklichen Fällen seine Interessen für eine kulturelle Lebendigkeit nutzbar macht. So gelangen zum Beispiel die Werke einer aktivierenden Avantgarde in allgemein zugänglichen Ausgaben vor ein Publikum, das auch kulturell vermehrt fortschrittsbewusst zu werden scheint.

Das neueste Hörspielschaffen deutscher Sprache im Querschnitt einzusehen, erforderte bis dahin spezielle Anstrengungen; im Druck war es nur vereinzelt oder auf Anfrage bei den Sendern erhältlich. Im vorliegenden Paperbackband des Suhrkamp-Verlags¹ werden auf 463 Seiten 16 Hörspielautoren mit ihren Werken vorgestellt. Eine Platte als Realisationsbeispiel und die höchst informative Einleitung des Herausgebers *Klaus Schöning* (bei Erscheinen des Buches lag der Essayband «Neues Hörspiel» in der edition suhrkamp² noch nicht vor) ergänzen das Buch zu einer bequemen Übersicht über die Schwerpunkte des modernen Hörspiels und seine Geschichte.

Die Vermischung der Künste (mixed media) und ihre Beschäftigung mit der Wissenschaft haben zur Leitbildänderung des Künstlers beigetragen. Theorie und Handwerk finden nicht mehr ausschliesslich die traditionellen Rollenträger, die Arbeit im Labor eröffnet

sich als Möglichkeit auch den nicht darauf spezialisierten Kunstgattungen. Die interdisziplinären Kontakte fördern nicht nur eine Erweiterung des Erfahrungsbereiches, sondern auch die Experimentierfreudigkeit des Künstlers. Diese wieder korrespondiert mit der spielerischen Schaffensweise, wie sie in der Dada-Neubelebung in der «objektiven» Kunst und der konkreten Literatur der Nachkriegszeit für die Kunstszenen wieder relevant wurde. Die Verwerfung des Herkömmlichen in Ausdruck und Thematik, das Experiment und das Bewusstsein der politischen Relevanz der Kunst haben in der Literatur eine fast siebzigjährige Tradition, das Hörspiel als literarisch-musikalische Untergruppe ist «von seinen deklarierten Musterbeispielen her eher (ein) literarischer Nachzügler» (Heissenbüttel). Von modernem Hörspiel kann man im deutschen Sprachbereich erst seit etwa fünf Jahren sprechen, nachdem eine Kritik am etablierten Hörspiel, angeregt durch eine Hörspielsendereihe von Autoren des französischen Nouveau Roman, Zugeständnisse in der Sendepolitik zur Folge hatte. Vorher zurückgewiesene Arbeiten, zum Teil noch aus den fünfziger Jahren, deckten das Nachholbedürfnis. Die Autoren gehören verschiedenen Gruppen an, grundsätzlich sind es experimentelle Autoren der literarischen oder musikalischen Richtung. Neben dem traditionellen Hörspiel, das immer noch den grösseren Raum in den Programmen einnimmt, installierte sich das Neue Hörspiel (der Ausdruck scheint von Schöning 1968 geprägt worden zu sein).

Preisverleihungen wie der Hörspielpreis der Kriegsblinden an Jandl/Mayröcker (69) und Wondratschek (70)

erhoben das Neue Hörspiel zum Massstab für weitere Prämierungen. Aus der «extremen Möglichkeit am Rande» (Ladiges) war ein nicht mehr zu übersehendes Kriterium geworden.

Das Neue Hörspiel versteht sich als Sachwalter einer neuen Realität. Insofern bildet es die Alternative zum traditionellen Hörspiel. Kunst als Information (Kriwet), Befreiung von Illusion und Suggestion, Bewusstseinskritik lösen die von den Hörspieltheoretikern Kolb und Schwitzke 1932 resp. 1963 formulierten Zielvorstellungen, die mit dem McLuhanschen Schlagwort «hearing is believing» umschrieben werden können, ab. Der Hörer soll mediumbewusst werden, die Künstlichkeit des Tonprodukts erkennen und so keiner politischen Beeinflussung durch künstlerische Radiosendungen ausgesetzt sein.

Arbeitsmaterial ist alles Hörbare, Hörspiel ist «Spiel mit Hörbarem» (Heissenbüttel); Arbeitsmethode die freie Kombination im weitesten Sinne. Die Stereophonie wird konstruktiv, nicht zur Schaffung einer «inneren Bühne» verwendet, wie die technische Apparatur im «Spiel» mit dem Tonmaterial von grösster Wichtigkeit ist. Der Plot wird entweder parodiert oder durch bruchstückhafte Zustandsbilder aus einer wirklichen, aber nicht identifizierbaren Umwelt ersetzt.

Der latenten Gefahr, die Verbindung von Positivismus, Spiel und Gesellschaftskritik in einer neuen Ideologie erstarren zu lassen, scheint das Neue Hörspiel, zumindest was seine Ergebnisse (nicht seine blühende Theorie) betrifft, noch nicht erlegen zu sein. Was sich unter der Bezeichnung Neues Hörspiel in der vorliegenden Sammlung vorstellt, gehört zwar zur synthe-

tischen Kunst, ist aber (mit Ausnahme Mauricio Kagels) noch nicht bis zu «synthetischen Grossformen» (Heissenbüttel) gelangt. Die Partituren beschränken sich fast durchwegs auf Kleinformen, und die Offenheit der Gattung bleibt schon von den ganz verschiedenen Ansatzpunkten der Autoren her gewahrt.

Dabei kann man feststellen, dass die Texte gerade in ihrer Verschiedenheit Dokumente einer Bewegung darstellen, die ohne das Gemeinsame allgemein akzeptierter Richtlinien auskommt, deren Beispiele aber die Tendenz in den Varianten bestätigen. Zwischen den als «Klammer» gedachten Polen Handke und Kagel breitet sich vom rein ästhetischen zum psychologischen Experiment ein Feld, dessen Beziehung zu den prinzipiellen Aktiven Tradition oder Fortschritt recht unterschiedlich ist. Formal sind die heute aktuellen Techniken vertreten: Reduktion, Kombinatorik, Montage, Simultaneität, Collage. Das Schriftbild berücksichtigt die verschiedenen Darstellungsweisen, die aus den Arbeiten der «Visuellen» bekannt sind; fotografische und Comic strip-Illustrationen und das Faksimile eines «Hörtexes» von Kriwet vermehren die optische Attraktivität des Buches. Dies täuscht aber nicht darüber hinweg, dass wir es hier eigentlich mit auditiven Werken zu tun haben. Die Vorform auf dem Papier zeigt nur einen Teilaspekt des fertiggestellten Hörspiels. So wird im Leser des Buches vor allem der «Benutzer» angesprochen, der sich allgemein informieren will oder die Notationen zur Analyse der Tonprodukte benötigt. Eine Bibliographie des gesamten Neuen Hörspiel-Schaffens hätte das Buch als Dokumentation vollstän-

diger gemacht, aber auch ohne diese füllt die vorliegende Textsammlung eine bisher offene Lücke in der kulturellen Information.

Käthi Halbritter-Kerr

¹Neues Hörspiel, Texte, Partituren, herausgegeben von Klaus Schöning, Suhrkamp

Verlag, Frankfurt a. M. 1969. Autoren: Jürgen Becker, Max Bense, Reinhard Döhl, Peter Handke, Ludwig Harig, Richard Hey, Klaus Hoffer, Ernst Jandl, Mauricio Kagel, Ferdinand Kriwet, Friederike Mayröcker, Franz Mon, Paul Pörtner, Rainer Puchert, Gerhard Rühm, Wolf Wondratschek. – ²Neues Hörspiel, Essays, Analysen, Gespräche, herausgegeben von Klaus Schöning, edition suhrkamp 476, 1970.

HINWEISE

Literaturkritik

Im Untertitel nennt *François Bondy* seine Sammlung von kritischen Studien *Berichte eines Literaten in Paris*, und das ist eine gar zu bescheidene Bezeichnung. Denn das Buch «Aus nächster Ferne» (Carl Hanser Verlag, München 1970) ist das Werk eines Beteiligten, die Summe oder Quintessenz literarischer Teilhabe. Bondy hat als Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», als Herausgeber der Zeitschrift «Preuves» und als ständiger Mitarbeiter der Zeitschriften «Monat», «Akzente», «Merkur» und «Neue Rundschau» an einem Hauptort literarischer Entwicklungen während eines Vierteljahrhunderts aufmerksam und nicht selten als Herold und Wegbereiter miterlebt, was die Szene in dieser Zeit veränderte. Seine Kritiken und Essays sind Bekenntnisse und Rechenschaft eines Europäers. Obgleich meist für den Tag geschrieben, haben diese Berichte und kritischen Anmerkungen Bestand. Ihr Bogen spannt sich über Erscheinungen von Italo Svevo und C. F. Ramuz bis zu Witold Gombrowicz. Italienische

und französische Literatur stehen im Zentrum des Gesichtskreises.

*

Wer sich nicht theoretisch, sondern an Beispielen über *Marxistische Literaturkritik* informieren will, hat jetzt in dem von Viktor Žmegač herausgegebenen und eingeleiteten Sammelband gleichen Titels eine imponierende Beispielreihe zur Hand, imponierend vor allem durch die Vielgestaltigkeit der Thematik (Athenäum Verlag, Bad Homburg v. d. H. 1970). Weniger die Ausführungen von Valerian F. Pereverzev über die notwendigen Voraussetzungen der marxistischen Literaturwissenschaft als vielmehr Mehrings Aufsatz über Lessing, Lukács' Interpretation der «Minna von Barnhelm» und Hans Mayers Essay über Heine oder Ernst Fischers Aufsatz über Franz Kafka wären hier zu erwähnen. Es fällt auf, dass nur ein einziger Beitrag von Lyrik handelt: Christopher Caudwells Studie über die Entwicklung der modernen

Poesie. Wer, wie die Autoren dieses Sammelbandes, Poesie als das organische Produkt einer Gesellschaft deutet, wird mit Romanen und Dramen eher zu Rande kommen als mit Ge-

dichten. Die Sammlung marxistischer Literaturkritik, die im Rahmen der Reihe «Ars poetica» erscheint, stellt Ergebnisse einer literaturkritischen Methode zur Diskussion.

Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. rer. pol. Toni Föllmi, 8706 Meilen, Wampflenstrasse 58

Käthi Halbritter-Kerr, 8037 Zürich, Wibichstrasse 25

Willy Hess, 8400 Winterthur, Winzerstrasse 41

Dr. phil. Horst Hina, Valladolid (Spanien), Padre Francisco Suarez 5

Dr. phil. Walter Hugelshofer, 8006 Zürich, Wasserwerkstrasse 29

PD Dr. oec. publ. Willy Linder, 8002 Zürich, Scheideggstrasse 62

Dr. phil. Herbert Meier, 8032 Zürich, Mühlehalde 21

Dr. phil. Elsbeth Pulver, 3012 Bern, Neufeldstrasse 19

Nationalrat Prof. Dr. iur. Leo Schürmann, 4600 Olten, Baslerstrasse 57

Prof. Dr. phil. Peter Stadler, 8032 Zürich, Hegibachstrasse 149

Dr. phil. Paul Stauffer, Ambassade de Suisse, Ankara (Türkei), 25 Çankaya

Dr. iur., Dr. rer. pol. h. c. Wilhelm Vocke, D-6 Frankfurt am Main, Georg-Speyerstrasse 9

Toni Föllmi, geboren 1938 in Basel, studierte Nationalökonomie an den Universitäten Basel, Köln, Paris und an der London School of Economics and Political Science. 1961 Promotion in Basel mit einer Dissertation über «Lufttransport und europäische Integration». Anschliessend war er bei der Wirtschaftsredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» tätig, und seit 1963 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Schweizerischen Nationalbank in Zürich. Von 1968–1970 war er beurlaubt und als Botschaftssekretär bei der Schweizer OECD-Delegation in Paris.

*

Willy Hess, geboren 1906, studierte am Konservatorium in Zürich sowie

an den Universitäten Zürich und Berlin. Seit 1931 ist er als freier Musiklehrer, Komponist und Musikschriftsteller in Winterthur tätig, seit 1942 Mitglied des dortigen Stadtorchesters. Vor allem intensive Tätigkeit als Beethovenforscher, ab 1931 laufend Beethoven-Erstdrucke; seit 1959 Edition von Supplementbänden zur Beethoven-Gesamtausgabe (bis jetzt 13 Bände). Wichtigste Bücher: Beethovens Oper Fidelio und ihre drei Fassungen (Zürich 1953); Beethoven (Biographie, Zürich 1956); Die Dynamik der musikalischen Formbildung, 2 Bände (Wien 1960–1964); Beethovens Bühnenwerke (Göttingen 1962); Parteilose Kunst, parteilose Wissenschaft – Eine Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist in der Musik (Tutzing 1967). Willy Hess